

Matthias Krieg

Lebenskunst statt Krisenmoral**Das Lesebuch für Solisten und Lerngruppen**

Die ältere Tante, die mich einst mit strenger Miene ermahnt hatte, Christenkinder trügen keine Masken vor dem schönen Gesicht, das der Heiland ihnen geschenkt hätte, und sie nähmen an dem heidnischen Treiben nicht teil, das die Katholiken zur Fastnacht trieben, die ältere Tante ist längst gestorben. Auch der Biologielehrer, der mich im Gymnasium einen Aufsatz schreiben liess über sexuelle Anomalien, worunter freilich Homosexualität und Exhibitionismus ebenso vorkamen wie Voyeurismus und Sodomasochismus, alles Wörter, die dem Gymnasialisten zu kleinen oralen Sensationen gereichten, auch der Biologielehrer ist lange schon tot. – Wo, verehrte Bildungsverantwortliche evangelischer Konfession, wo treffe ich heute schon noch auf Moral? Bei Kirchengesangsvereinen? Nicht, wo ich verkehre! In der Schule? Kaum, wenn ich die Früchte wahrnehme! Moral mit dem säuerlichen Geruch alter Tanten, mit dem nackten Zeigefinger ewiger Kleriker, mit der maskenhaften Opfermiene strenger Erzieher: Wo, liebe Freundinnen und Freunde guter curricula, wo ist sie geblieben? Ist sie, gottlob, von uns gegangen? - Nein, nicht ganz! Zumindest zwei Orte kenne ich, wo sie, die einstmals kirchliche, regelmässig auftritt, im Wesen genauso fromm, in der Erscheinung freilich, wie sich das heute gehört, hochprofessionell, zwei Orte kenne ich und Sie vielleicht auch: den Patientenstuhl des Zahnarztes und das Designerdesk des Talkshowmasters.

Beim Einen sitze ich fest und bin hoffnungslos ausgeliefert: Die Kiefer aufgesperrt, ein saugendes und krächzendes Ungeheuer hinter der Unterlippe, dennoch ständig im Kampf mit der eigenen Spucke, muss ich mir, sprachlos und unmündig geworden, zum wiederholten Male erklären lassen, pädagogisch perfekt (ich höre die Kursleiterin), dass und wie ich richtig zu fädeln hätte, wie oft und mit welchen Drehungen zu putzen, mit wieviel Zeitaufwand und Sorgfalt, geradezu meditativ, ich mich meinem Gebiss täglich zu widmen hätte. Dann würde es schon noch gut. Andernfalls müsste ich wieder kommen und wieder zahlen. Das alles Aug in Aug, und dabei so nah, wie kein Seelsorger, ausser er riskiert einen Prozess, je einem Klienten nahekommen kann. - Meine nachträgliche Bemerkung, der Herr Doktor mache sich mit solcher Moral doch nur sein Geschäft kaputt, verfängt nicht, zumal mein Gesicht noch halbseitig betäubt ist. Weh' Dir, ecclesia, Du benähmest

Dich heute noch so!

Beim Anderen sitze ich im Fernsehsessel und bin, wie man es in Österreich treffend nennt, ein „Zuseher“: Die Bierflasche neben mir und die Beine hochgelegt, erlebe ich das prickelnde Schauspiel, wie Prominenz durchs magisch erhellte Portal die Arena betritt (ein „Ave Caesar, morituri te salutant“ huscht mir heimlich durch den Kopf), wie ein interessiertes Publikum beflissen applaudiert, wie besagte Prominenz dann beim „Master“ zu Tische sitzt, er dahinter, sie davor mit der Breitseite zum Publikum, nur um vor beträchtlicher Zuseherquote moralisch zusehends demontiert zu werden, „alle gemacht“, wie die Unbedarften das nennen, oder wie panis in circensibus „aufgegessen“, was auf dasselbe herauskommt. Der Journalist als hoch-moralische Instanz, nicht aus freien Stücken, nein, sondern in einem höheren Akt der Stellvertretung, nicht Gottes, nein, des Volkes, das mit seinem „gesunden Menschenverstand“ wissen will, ja, ein heiliges Recht hat zu wissen, „was Sache ist“. Ich bin dabei unfreiwillig das „Volk“ und freiwillig ein „Zuseher“, welches letzteres ich durchaus französisch verstehe. Moral auf der Bühne, ethical entertainment, Schauprozess. – Meine persönliche Vermutung, dass die Einschaltquote den Stil der Moral weit mehr diktiert als der ethische Diskurs, würde wohl kaum verfangen, ist auch nicht gefragt, denn bei Einwegkommunikation bleibe ich zusehends, was ich bin, ein Zuseher.

„Lebenskunst statt Krisenmoral“ ist der Titel dieses Referats: Worum es mir in den folgenden sieben Abschnitten geht, ist ein Bedenken des Guten, bevor die Wurzel fault und der Zahn schmerzt, und das Gelingen eines Lebens, das keiner moralischen Show bedarf.

1. Kontext

- „Glauben Sie mir, Herr von Schach, auch er ist in der *Décadence*, wie so vieles andere mit ihm, und über ein kleines wird keine Generalanwaltschaft der Welt ihn halten können.“ – Ich habe Napoleon von einer ‚Episode Preussen‘ sprechen hören“, erwiderte Schach. „Wollen uns die Herren Neuerer, und Herr von Bülow an ihrer Spitze, vielleicht auch mit einer ‚Episode Luther‘ beglücken?“ – „Es ist so. Sie treffen es. Übrigens sind nicht wir es, die dies Episodentum schaffen wollen. Dergleichen schafft nicht der einzel-

ne, die Geschichte schafft es.“ (...) „Die Zusammenhänge zwischen Staat und Kirche werden nicht genugsam gewürdigt; jeder Staat ist in gewissem Sinne zugleich ein Kirchenstaat; er schliesst eine Ehe mit der Kirche, und soll diese Ehe glücklich sein, so müssen beide zueinander passen. In Preussen passen sie zueinander. Und warum? Weil beide gleich dürftig angelegt, gleich eng geraten sind. Es sind Kleinexistenzen, beide bestimmt, in etwas Grösserem auf- oder unterzugehen.“

Der dies geschrieben hat, tat es hier in Berlin, allerdings nicht gestern, sondern bereits 1882. Er heisst Theodor Fontane und seine Novelle „Schach von Wuthenow“. Hundert Jahre vor der Postmoderne konstatiert Fontane den Zerfall der Geschichte in Episoden, die Décadence selbst eines Luther, die Globalisierung von Religion und Staat. Heute haben wir das alles. „Krieg dem Ganzen!“ heisst Jacques Derridas Losung, nicht weil es das Ganze noch gäbe, sondern immer noch etliche es wollen. Wir befinden uns in permanenter Dekonstruktion. Einen Zusammenhang von Kirche und Staat gibt es zwar noch, doch ist es längst nicht einmal mehr eine kleinbürgerliche Ehe, sondern bestenfalls ein gut geregeltes Konkubinats. Und das Grössere, worin die Phänomene nach Fontane auf- und untergehen, ist seit der Wende von 1989 weltumfassend „Der Markt“, jene divine und numinose Einheit, die inzwischen auch religiös ein immenses Sammelsurium von Existenzen aller Grössen umfasst, am meisten aber doch wohl Kleinstexistenzen.

Zürich steht Berlin in nichts nach, die kleine Schweiz in nichts dem mächtigen Deutschland: Die grosse Mehrheit der Bevölkerung gehört zu einer Kirche. Die grosse Mehrheit der Kirchenglieder verhält sich wie Kundschaft gegenüber Dienstleistern. Die grosse Mehrheit der Kunden betrachtet die Kirche wie die Feuerversicherung: Gut, dass man sie hat, aber besser, wenn man sie nie braucht. Im übrigen bedient man sich am reichen Markt der Möglichkeiten, weltanschaulich, religiös, ethisch.

Das ist der Kontext unseres Buches: Es galt, erstens einem traditionellen Bildungsauftrag nachzukommen, der unter dem Gesichtspunkt der Alphabetisierung nach einem „Bibelseminar“ (1982-85) und einem „Glaubenseminar“ (1992) nun ein „Ethikseminar“ verlangte, zweitens einem aktuellen Mentalitätsstand Rechnung zu tragen, der vom Individualisierungsschub und Funktionalisierungsgrad der Moderne bestimmt ist, drittens den Zeitgenossen theologisch allen Ernstes zu nehmen, wie er ist und begegnet, und sei es unter der Fuchtel seiner meist ersehnten Freiheit: der „liberty of choice“.

Die Frage war gestellt: Wie kann man unter den post-modernen Bedingungen maximaler Individualität und Mobilität ethisch alphabetisieren?

2. Paradigmenwechsel

• „Bist du immer noch ohne Auto?“ Paul ist zugestiegen und macht sich breit. „Ich brauche meinen Wagen. Mal muss ich in dieses Dorf, mal in jenes. Mit dem Zug geht mir das zu lang. Wenn überhaupt einer fährt. Und meistens muss ich auch noch Material mitnehmen. Ich fahre immer noch meine alte Kiste.“ Peter hört zu und behält einen Finger im Roman. Warum verteidigt er sich eigentlich? Ich habe doch gar nichts gesagt. – Beide schauen auf den See. In den Häusern auf der anderen Seite spielt das Sonnenlicht in den Fenstern. – „Habt ihr eigentlich einen Laden in der Nähe? Oder holt deine Frau alles mit dem Rad? Und die Kinder? Wie alt sind sie jetzt? Die müssen sicher weit laufen, bis sie im Kindergarten sind.“ Peter schweigt und legt sein Lesezeichen ins Buch. „Heute hat meine Frau das Auto. Sie fährt in die Gärtnerei. Bald kommt wieder die Pflanzzeit. Und sie liefern immer weniger aus, da ja alle mit dem Auto kommen.“ Paul macht ein ernstes Gesicht. – Wenn er, nur so zum Spass, von diesem Sitz statt vom Autositz aus denken würde. Er verteidigt sich ständig, obwohl ich keine Anklage erhoben habe, denkt Peter. Statt seine Energie für die Rechtfertigung seines Autos zu verschwenden, könnte er ja überlegen, was er mit dem Zufahren gewinnt.“

So ungefähr war mein Schlüsselerlebnis. Ich habe daraus eine Geschichte gemacht. Sie ist im Buch zu lesen. „Peter“ bin ich, und ich besitze tatsächlich seit dreizehn Jahren kein Auto mehr. „Paul“ ist mein Kollege, und er hat tatsächlich bei drei zufälligen Begegnungen im Zug, den er sonst nie benutzt, dreimal denselben verkappten Monolog inszeniert. Er fiel mir auf, denn vielleicht enthielt er, völlig unabhängig von meinem Kollegen, den ich sehr schätze, strukturell ein geprägtes Muster, das häufig unser Verhalten bestimmt: Paul nennt erst die eigenen, dann Peters und schliesslich wieder die eigenen Gründe, ein Auto haben zu müssen. Es ist eine Rede zur Verteidigung, als wäre ich die Anklage, ein Monolog der Rechtfertigung, als wäre ich eine moralische Instanz. Dabei habe ich nichts dergleichen gesagt.

Die reine Gegenwart dessen, der kein Auto hat, bringt den in Gewissensnot, der eines hat, denn offenbar geht er davon aus, es wäre moralisch tatsächlich besser, keines zu haben, und da der Bessere der Feind des Guten ist, besteht ein latenter Zwang zur Apologie. Meine Frage war, ob dies tatsächlich das Muster der Zeit ist: Dass nämlich diejenigen, die sich

für die moralisch Besseren halten, unausgesprochen den Imperativ in die Welt setzen: „Du sollst nicht Auto fahren.“ Dass sie diesen latenten Imperativ mit allerlei Druck versehen, es sei bereits „fünf vor Zwölf“, der Wald im Sterben, die Polarkappen am Schmelzen und die Luft der Städte zum Schneiden. Dass durchaus eine verantwortungsbewusste Mehrheit vom „eigentlich Richtigen“ weiss, wenn es aber darauf ankommt, eine Menge Gründe hat, dennoch das „eigentlich Falsche“ zu tun. Dass also ein Notstand von Sollen und Können besteht, denn beim Sollen verliert man nur, und das kann doch nicht sein.

Es war denn auch meine Frage, warum er eigentlich vom Verlieren her denke statt vom Gewinnen, diese ganz unbedarfte gestellte Frage, die mir plötzlich selbst eine Welt eröffnete: Nicht der leiseste Zweifel an der ökologischen Situation, nein! Aber der Verlust, den das Sollen, das Müssen oder das Nichtmehrdürfen fordert, wird immer nur eine verschwindend kleine Minderheit zum Guten motivieren können. Und ist eine solche Ethik, wenn sie nicht den autonomen Übermenschen, den es nicht gibt, voraussetzt, nicht überhaupt ziemlich nomistisch?! Und ist eine protestantische Kirche, die mit Imperativen zur „Bewahrung der Schöpfung“ aufruft, nicht doch ein wenig kryptokatholisch? - Oder umgekehrt: Liegt nicht auf dem Guten, das einer zu tun versucht oder auch wirklich tut, gut biblisch eine Zusage, ein Versprechen, eine Verheissung? So dass es sich lohnte und auch erlaubt wäre, ja eschatologisch am Ende gar geboten, nach dem Gewinn zu fragen? Ist es nicht, auch dies ganz biblisch, eine wahre Lust, statt rückwärts Verluste zu beweinen, vorwärts Gewinne zu erwarten?

Einmal entdeckt, löste das Entdeckte eine Flut von Aha-Erlebnissen aus: Alasdair MacIntyre wurde gelesen, Max Scheler wiederentdeckt, Konrad Stock konsultiert. Gespräche mit professionellen Ethikern folgten, einer wurde unser kritischer Hofethicus. Vor allem erschien plötzlich wie von selbst eine Menge weisheitlicher und erzählender Literatur am Horizont, biblische, antike, belletristische, älteste und jünger-

te: zur relecture unter der neu gewonnenen ethischen Perspektive.

Die Frage war gestellt: Wie lässt sich unter der Perspektive des Gewinns statt unter der Angst des Verlierens ethisch motivieren?

3. Sackgassen

- René Magritte, *Les Valeurs personnelles* (Öl, 80 x 100), 1951-52 entstanden (© VG Bild)

René Magritte nennt dieses Bild von 1952 „Les valeurs personnelles“, aber ich vermute ähnlichen Hintersinn wie auf anderen Bildern: Sicher sind Wohnen, Schlafen und Sichkleiden Grundwerte. Zählt nicht zur Ethik von Matthäus 25 das Beherbergen des Fremden und Kleiden des Nackten? Kleiderschrank und Bett, Decke, Boden und Fenster, auch Teppiche und Vorhänge bleiben daher dimensional und proportional im Vertrauten: Es ist die bekannte Welt kleinbürgerlicher Aufgeräumtheit, eine Art Puppenstube, in die wir frech hineinschauen. - Doch bereits mit der Tapete kommen die Schwierigkeiten, und die Spiegelung im Schrank verdoppelt es, dies irritierende Ineinander von geträumter Aussenwelt und erhoffter Innenwelt: Es ist ein gelangweiltes und luftleeres Wolkenkuckucksheim, eine zeitlose Tautologie, in der wir uns ertappt und verblüfft wiederfinden. – Und dann erst die Utensilien der alltägli-

chen Eitelkeiten, die sich, überdimensional vor Wichtigkeit, als die eigentlichen Bewohner der Stube gebärden, Bett und Schrank besetzen wie riesige Designerinsekten. Und im Vordergrund Pessar, Weinglas und Streichholz, oder etwas moderner gesagt, sex, drugs and suicide, die Trinität des Hedonismus: Mitten in der Puppenstube ist es die Gala des ganz gewöhnlichen Narzissmus, das moderne Selbstdesign bis zur letzten Konsequenz, die Inszenierung der Wertsachen, die Magritte uns ironisch vorhält.

„Les valeurs personnelles“ zeigt Magritte, „die persönlichen Werte“, aber er durchschaut sie zugleich mit zynischer Eleganz. Wir, als wir an die Drucklegung unseres Buches gingen, befragten den Begriff des „Wertes“ selbst, die sogenannte „Wertediskussion“, das landläufige Reden von den „Grundwerten“. Und unsere Entscheidung ist trotz dem Druck der Verlage, die gerne einen Beitrag zur Grundwertediskussion publiziert hätten, gegen den Begriff des „Wertes“ ausgefallen. Wieso?

Wo von „Werten“ die Rede ist, ist heute die Rede von der „Wertschöpfung“ nicht weit, von Unwert, Mehrwert oder Sonderwert, von Auf-, Ab- und Entwertung, von Validierungen und Evaluationen, vom Shareholdervalue. Doch kann es angehen, auch noch die Ethik den beiden ohnehin schon omnipotenten Metaphern „Geld und Markt“ zu unterstellen? Sind ethische Einsichten Valuta, verkäuflich und handelbar? Ist Leben eine Wertsache, quantifizierbar und kotiert? Ist ein Wert nicht immer schon ein Akzidenz an einer Essenz, im Modus des Habens und nicht des Seins, während Ethik mit dem existentiellen Ausdruck von Leben selbst zu tun hat? Wäre also wenigstens dies den globalisierten Finanzströmen und ihren unvermeidlichen Analysten entzogen? - Wo von „Grundwerten“ die Rede ist, ist auch die Rede von den Institutionen nicht weit, von Ehe und Familie, Schule und Kirche, Militär und Staat, deren vornehmste Aufgabe bislang die Vermittlung von „Werthaltungen“ war. Doch ist es vernünftig, die Moral von Institutionen zu beschwören, deren Bestand sich, wie die Soziologen uns versichern, in irreversibler Erosion befindet? Geht es an, einer emanzipierten oder emanzipationswilligen Zeitgenossenschaft die Moralcodices patriarchaler und hierarchischer Strukturphänomene nachzuwerfen, als ob die Institutionen sich quasi mit einem neuen Syllabus aus ihrer „décadence“ retten könnten? Macht es in der Postmoderne noch Sinn, den ewigen, den überzeitlichen und überindividuellen Wert irgendeines Ganzen, das es gar nicht mehr gibt, zur Prämisse zu machen? Oder wäre das nur schlichtes „begging the question“?

So mussten wir nicht nur in der Sackgasse des problemorientierten Ansatzes kehrtmachen, der, ob Gentechnologie, Sterbehilfe oder Gerechter Krieg zur

Diskussion stand, jeweils nach hundert Metern derart im Gestrüpp der Komplexität endete, dass selbst die Buschmesser der Professionellen daran stumpf wurden. Wir mussten nicht nur die alte Sackgasse des Imperativs verlassen, sondern auch die der sogenannten „Wertediskussion“ vermeiden.

Die Frage war gestellt: Woran soll sich ein ethischer Ansatz orientieren, für den der „Fall“, der „Imperativ“ und der „Wert“ nicht in Frage kommen?

4. Tugendethik

• *Die Tugenden der Philosophen sind missgestaltet und nackt, unsere aber sind bekleidet. Sie müssen gekleidet sein in das Gold der Liebe, denn alle Wände des Tempels waren in Gold gekleidet. (...) „Lasset uns anziehen die Waffen des Lichtes“, die vier Tugenden, die durch den Glauben gegründet wurden, von der Hoffnung emporgetragen und durch die Liebe erfüllt. Diese vier so bekleideten Tugenden werden bezeichnet durch die vier Ströme des Paradieses, durch die vier Seiten der Stadt und durch den vierfachen Schmuck des Zeltes, weil sie gegründet, gestaltet worden und gefestigt sind. - Verbunden mit den drei Tugenden Glauben, Hoffen und Lieben, erheben sich die Kardinaltugenden zur Siebenzahl, versinnbildlicht durch die sieben Sterne, die sieben Frauen, die sieben Brote des Evangeliums, weil sie aufglänzen, fruchtbar sind und nähren. (...) Werden dann diese vier Kardinaltugenden in die drei theologischen geführt, so sind es zwölf. Denn die Klugheit muss glaubend, vertrauend und liebend sein, und so alle anderen.“*

**TUGEND
IST, WAS
ZUM LEBEN
TAUGT.**

Was Bonaventura irgendwann im 13. Jahrhundert in seinen „Collationes in Hexaemeron“ geschrieben hat, ist zugleich Beginn, Höhepunkt und Ende einer Kanonbildung: Die sieben Kardinal-

tugenden setzen sich, dem System der „Sieben freien Künste“ vergleichbar, zusammen aus dem immanent-irdisch-physisch bedingten Quatrivium der Antike, nämlich Klugheit, Besonnenheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit, und dem transzendent-himmlich-metaphysisch bedingten Trivium des Christentums, nämlich Glaube, Liebe und Hoffnung. Die christlichen Tugenden machen die heidnischen erst ansehnlich. Die metaphorische Logik der Allegorie nutzt die ethische Kraft der Antike. Vier und Drei ergeben additiv die

heilige Sieben oder multiplikativ die heilige Zwölf. Durchgesetzt haben sich die „septem virtutes“, denen bald einmal die „Sieben Laster“ oder „Todsünden“ dualistisch gegenübertraten. Das System der Tugendethik aber ist offen geblieben. Die Tugendtafeln der Scholastiker weisen fast ebenso viel Schnittmenge wie Sondergut auf.

Die „Tugend“ und das Spiel der Symbolzahlen, sie wurden zu unserem Ansatzpunkt: „Tugend“ nicht im exklusiven und reservierten Sinn, weder griechisch als „areté“ noch römisch als „virtus“, worin sich Vorstellungen von der Formung männlicher Jugend spiegeln, sondern im weitest denkbaren Sinn, wie ihn die Etymologie des deutschen Wortes erlaubt: „Tugend ist, was zum Leben taugt.“ Diese Formel sollte nicht als Axiom über allem stehen, sondern sich als Summe aus allem ergeben. Sie beansprucht keinen philosophischen Wert, sondern hat einen erwachsenenbildnerischen Sinn. Sie ist Merkvers und Faustregel, nicht Definition. – Die Symbolzahlen zusammen mit dem alten Genre der Tugendtafel verhalfen uns zu einer Antwort auf die schwierige Frage nach dem „roten Faden“, der durchs Labyrinth des Vielen und Denkbaren führen könnte. Beim „Bibelseminar“ war es einfacherweise der gegebene Kanon, beim „Glaubensseminar“ bereits schwieriger das kaum bekannte Apostolikum. Doch hier, im Irrgarten des Ethischen? Zur Tugendethik und Zahlensymbolik gesellte sich die Erinnerung an jene herrliche Vademecum-Literatur des 19. Jahrhunderts, die früher auf dem Nachttisch schöner Seelen zu finden war, „Christliches Vergissmeinnicht“ geheissen, „The Daily Light on the Daily Path“ oder auch „Geistliches Lust-Gärtlein frommer Seelen“, allesamt bibliophil ausgestattete, handliche und täglich zu geniessende Büchlein mit Goldschnitt und Girlanden.

Mit der Tugend ist ein Versprechen verbunden. Bonaventura sieht in der heiligen Zwölf wie selbstverständlich die zwölf Tore des himmlischen Jerusalem, und wer durch sie geht, erfährt im Schauen, was im alten Bund der zwölf Stämme und im neuen Bund der zwölf Apostel dem Glauben verheissen ist (Off 21,10-23). Der „sensus allegoricus sive spirit(u)alis“ verbindet sich mit dem „sensus anagogicus sive eschatologicus“. Das Tun des Guten, die Haltung der Tugend, die Übung des Lebens-tauglichen sind zielgerichtet. Ihnen blüht etwas. - Aristoteles, den Bonaventura, der „doctor seraphicus“, theologisch einbinden wollte, hatte dies letzte

Telos, hinter dem kein weiteres sichtbar wird, das daher kein instrumenteller Wert mehr ist, sondern ein sich selbst genügend Gut, Aristoteles hatte dies Blüten „eudaimonia“ genannt, die Christen „Paradies“ oder „Himmel“, und heute kann man hier und da nüchtern und bilderlos von „gelingendem Leben“ lesen. - Wie anders liegt da Immanuel Kants „kategorischer Imperativ“ in den Ohren, der meinem Willen zutraut und zumutet, potentiell gesetzgeberische Aktivität zu begründen.

Um die Bedeutung des ethischen Paradigmenwechsels zu erfassen, erlaube ich mir das folgende Plakat und bitte alle Freunde philosophischer Distinktionen um gratia praeveniens: Die ältere Ethik ist teleologisch auf ein Ziel hin gerichtet, dem eine Verheissung eignet; die jüngere ist eine Ethik des Sollens, die einem Imperativ gehorcht und von Prinzipien her denkt. - Wo ältere Ethik das moralische Subjekt in die Mitte gestellt hat, sein manifestes und potentielles Können, aus dem sich lebensdienliche Haltungen ergeben, da

rückt jüngere Ethik ein metaphysisches Prinzip in den Vordergrund, das ein stetes Sollen einfordert und so zu möglichst selbst erkannten Pflichten erzieht. - Älterer Ethik geht es um Einzelnes, wie es individuell in Situationen begegnet; ihre Wahrnehmung ist wesentlich empirisch. Jüngerer Ethik geht es um den möglichst allgemeingültigen *Standpunkt*; ihre Wahrnehmung hat einen juristischen Zug. – Sprachlich ist die bestimmende Form älterer Ethik der Infinitiv, auf unendlich verschiedene Art flektiert im *Duktus des Narrativen*

und verdichtet zum literarischen Genus der Erzählung; Tugendethik erzählt. Die bestimmende Form jüngerer Ethik ist der Imperativ, der in jeder oder keiner Flexion reguliert und literarisch zur *Systematik des Sollens* führt; Sollensethik systematisiert. – Wo die Sprache der Tugendethik *Türen ins Viele* öffnet, zur Linearität der vielen Geschichten, zum freien Spiel mit Metaphern, zum exemplarischen Lernen, da schliesst die Sollensethik das Viele ab, konzent-

SO SCHEINT ALSO DIE
GLÜCKSELIGKEIT
DAS
VOLLKOMMENE
UND
SELBSTGENÜGSAME
GUT ZU SEIN
UND DAS
ENDZIEL
DES HANDELNS.

HANDLE SO,
DASS DIE MAXIME
DEINES WILLENS
JEDERZEIT
ZUGLEICH ALS
PRINZIP
EINER ALLGEMEINEN
GESETZGEBUNG
GELTEN KÖNNE.

riert es, bringt es *in Begriffen auf den Punkt* und fasst Vielheit im Wesentlichen zusammen. – Die Schätze tugendethischen Denkens liegen auf den Strassen dieser Welt, in Märchen, Fabeln und Legenden, in Kalendergeschichten, Gleichnissen und Anekdoten, in Sprichwörtern, Aphorismen und Versen, und sie sind mit dem internationalen und interreligiösen Textbereich der Weisheitsliteratur gut bezeichnet; Deontologische Ethik findet ihre Ausdrucksformen schriftlich in institutionellen Verlautbarungen, ob Enzyklika, Hirtenbrief oder Denkschrift, Parteiprogramm, Selbstverpflichtung oder Leitbild, aber auch mündlich, etwa im bürgerlichen Ehrenkodex oder im archaischen „Kanun“, und zuweilen hält einer ein ungeschriebenes Ehrenwort für wichtiger als verfasstes Recht.

INDIVIDUALETHIK
ICH - ICH

PERSONALETHIK
ICH - DU

SOZIALETHIK
ICH - WIR

ÖKOETHIK
ICH - ES

tiert voneinander abgehoben wurde. Niemand verlangt, teleologische und deontologische Ethik gegeneinander auszuspielen. Das Plakat hat einen heuristischen Sinn: Verantwortlichen mag es helfen, im Umgang mit Menschen und Situationen angemessene Ziele zu setzen und Wege zu finden. Uns hat es geholfen, unser Buch zu erarbeiten.

Die Frage war gestellt: Welche Schätze tugendethischen Denkens ergeben in welcher Tugendtafel übers Jahr eine hinreichend plausible Abfolge?

5. Machart

- *Lieber Bücher lesen, die Stoff enthalten, als solche formalen Inhalts, das heisst lieber solche, die Beispiele und der Dinge Praxis schildern, als solche, die in Regeln denken lehren. In dieser Angelegenheit wird in den Schulen viel gesündigt. Lieber schwächen sie den Geist und führen ihn in abstrakten grammatischen, logischen und rhetorischen Regeln herum, anstatt sich zu bemühen, ihn geradenwegs zu den Dingen zu geleiten. Wozu diene denn dem Schmied der Hammer, wenn er kein Eisen besäße, um hämmern zu können? Wozu hätte der Schneider tausend Nadeln, Fingerhüte, Scheren und Ellen, wenn er keinen Stoff hätte, aus dem er Kleider nähen könnte?“*

| | |
|---|---|
| Teleologie zielgerichtet Verheißung | Deontologie befehlsgehorsam Prinzip |
| Moralisches Subjekt Können Haltung | Metaphysisches Prinzip Sollen Pflicht |
| Einzelnes Situationen Empirisch | Allgemeines Standpunkt Juristisch |
| Infinitiv Narrativ Erzählung | Imperativ Regulativ Systematik |
| Linearität Bild pars pro toto | Konzentration Begriff totum in nuce |
| Weisheitstraditionen Aristoteles | Institutionenmoral Kant |

Um zum Schluss dieses Abschnitts das Plakat doch wieder zu relativieren: Niemand beansprucht, die Vielfalt ethischen Denkens hinreichend erfasst zu haben. Niemand behauptet, es hätte jemals puristisch gegeben, was in der Gegenüberstellung poin-

Der dies im Jahre 1650 bei der Eröffnung einer reformierten Schule in Ungarn sagte, Jan Amos Comenius, würde es heute angesichts unserer inflationären Informationsgesellschaft vermutlich wiederholen. Wozu dienten all die wunderbaren Mittel der Virtualität, wenn ich darüber den Zugang zur Wirklichkeit verlöre? Wozu hätte ich die tausend Möglichkeiten des Sagens, wenn mir die Worte fehlten? Eine Telekommunikationsfirma wirbt im Schweizer Fernsehen mit dem Slogan: „Wir werden viel mehr miteinander reden.“ Das ist schön. Bleibt nur die Frage, ob wir einander auch etwas zu sagen haben. Wer immer unfreiwilliger den Handy-Verkehr in öffentlichen Verkehrsmitteln mithören muss, hat da seine Zweifel. - Wir haben eine Inflation an Formen, Mitteln, Instrumenten, aber eine Deflation an Inhalten, Aussagen, Stoffen. Wir haben eine Inflation an Methoden, Techniken und Hybriden, aber eine Deflation an Phantasie, Imagination, Erbgut. Wir haben eine Inflation von Möglichkeiten, aber eine Deflation von Wirklichkeit.

Unser Buch ist ein Plädoyer für die Wiedereinführung der Primärliteratur. Ganz im Sinne des alten

Comenius sollen 336 Texte verteilt auf 48 Wochen einen „orbis pictus virtutum“ ergeben: Stoffe, Beispiele, „der Dinge Praxis“. - Gegeben waren die antiken und theologischen Tugenden; ergänzt haben wir sie um drei tugendartige Leitwörter der Aufklärung, schliesslich um jene beiden Haupttugenden, die nach unserer Meinung das Gesicht des zwanzigsten Jahrhunderts prägten. Damit sind allerdings nur die zwölf Monate benannt. Unsere eigentliche „Tugendtafel“ ergibt sich aus der Bezeichnung der Wochen und der Füllung der Tage. – Um nicht reiner Willkür Tür und Tor zu öffnen, nahmen wir uns vor, die vier Wochen eines Monats „in wachsenden Ringen“ zu verstehen: Jeweils die erste Woche sollte individuaethisch das Verhältnis des Menschen zu sich selbst betreffen, die zweite personaethisch sein Verhältnis zu einem Du, die dritte soziaethisch zum gemeinsamen Wir und die vierte ökoethisch und im Sinne Martin Bubers das Verhältnis des Menschen zu den Wesen und Dingen. – Zu den spannendsten und aufregendsten Phasen der Buchentstehung gehörte die Diskussion der Wochen: Warum heisst im Monat „Freiheit“ die vierte Woche „Wachsamkeit“? Warum im Monat „Glaube“ die erste Woche „Leichtigkeit“? Warum im Monat „Gleichheit“ die dritte Woche „Gemeinsinn“? Rückmeldungen aus Lesegruppen zeigen, dass dort genau die gleichen spannenden Diskussionen geführt werden, wie wir sie hatten. Auch über die Tugenden der Wochen: Kann man die sicherlich belasteten und scheinbar altmodischen wie „Gehorsam“ oder „Keuschheit“ überhaupt noch verwenden? Was ist von überraschenden Setzungen wie „Langsamkeit“ oder „Fingerspitzengefühl“ zu halten?

Ebenso spannend war die Festlegung der Textgenre: Von Montag bis Donnerstag sollte wenig zu lesen sein, am Freitag und Samstag zeitbedingt etwas mehr, am freien Sonntag das meiste. So kam es zu unserer internen Verständigung über den „Montagsspruch“, den „Dienstagsessay“, das „Mittwochsgedicht“, die „Donnerstagsfragen“, die „Freitagsfabel“, die „Samstagsmeditation“ und die „Sonntagsgeschichte“. Vornehmlich narrativ sind der Sonntag und der Freitag, aber auch der Montag, insofern die Sentenz als Summe einer sie vorgängig explizierenden Geschichte zu verstehen ist. Eher meditativ sind der Samstag, der Montag und der Mittwoch. Kognitiv sind der Dienstag und Donnerstag.

Von Anbeginn waren neben den Fremdtexen auch eigene Texte geplant. Nun ist es die Hälfte des Buches: Die Sonntagsgeschichten versammeln mehrheitlich unbekannte Stoffe aus Bibel und Antike. Sie gehen

zurück auf meine etwas subversive Absicht, einmal eine „Kinderbibel für Erwachsene“ zu schreiben, in der nur die Geschichten vorkommen, die in Kinderbibeln gewöhnlich fehlen. – Die Donnerstagsfragen folgen einem Genre, das Max Frisch in seinen Tagebüchern entwickelt hat. Rückmeldungen zeigen, dass sie in Lerngruppen besonders gerne verwendet werden. – Die Samstagsmeditationen allerdings scheiden die Geister: Während die einen sie als modische Kuriosität schweigend in Kauf nehmen, werden sie von anderen hymnisch begrüsst.

Insgesamt sollte die Macht des Buches ermöglichen, als Individuum selbst zu lesen, ohne einen Kurs zu vermissen, aber auch eine Lerngruppe zu alimentieren, ohne in curriculare Zwänge zu geraten. Die Mobilität und Individualität des postmodern geprägten Zeitgenossen sollte gewährleistet sein, indem durch Springen oder Auslassen keine unaufholbaren Verluste entstünden. Die Stoffe sollten anregen und überraschen, standardisierte Perspektiven durchbrechen und getroffene Urteile befragen. Sie sollten Ernst und Heiterkeit, Schwere und Leichtigkeit umfassen, so etwas wie eine „lächelnde Nachdenklichkeit“ entwickeln. Allerdings: Es sollte unübersehbar ein Buch sein, das von einer kirchlichen Stelle herausgegeben würde. Es sollte theologisch verantwortet sein.

Die Frage war gestellt: Wie kann eine reformierte Kirche sich eines so traditionell katholischen Musters wie der Tugenden annehmen?

6. Theologie

• *Die Tugend / spricht der weis' / Ist selbst jhr schonster Lohn: / Meint er nur zeitlichen / so halt' ich nichts davon.*

**DER SCHÖPFER
HAT SEINE
GESCHÖPFE
NICHT NUR
MIT LEBEN
SONDERN AUCH
ZUM LEBEN
BEGABT.**

Die neunzigste Sentenz im „Cherubinischen Wandersmann“, von Angelus Silesius im Jahre 1657 publiziert, gibt sowohl aristotelisch als auch neutestamentlich die richtige Antwort eines evangelischen Christen: Aristotelisch ist sie, weil im Leben der Tugend und im Tun des Guten selbst bereits eine Perspektive liegt, die über sich hinausweist, ein Versprechen, das auf Einlösung angelegt ist, eine Aussicht, die im Vollzug ihren Anfang nimmt. Neutestamentlich ist sie, weil nicht derjenige „weise“ genannt wird, der hic et nunc den Lohn der guten Tat kassieren will, indem er nach der Kosten-Nutzen-Logik der marktideologischen Metapher „Geld“ handelt, vielmehr derjenige,

| Antike | Bibel | Aufklärung | Gegenwart |
|---|--|---|---|
| <p><i>Weisheit</i></p> <p>1 Selbsterkenntnis 2 Wahrnehmungsfähigkeit 3 Klugheit 4 Einfachheit</p> | <p><i>Liebe</i></p> <p>1 Ruhe 2 Nächstenliebe 3 Freundschaft 4 Treue</p> | <p><i>Freiheit</i></p> <p>1 Freimut 2 Verbindlichkeit 3 Dienstbereitschaft 4 Wachsamkeit</p> | <p><i>Zivilcourage</i></p> <p>1 Entschlossenheit 2 Fairness 3 Unerschrockenheit 4 Gewaltlosigkeit</p> |
| <p><i>Tapferkeit</i></p> <p>1 Mut 2 Barmherzigkeit 3 Gehorsam 4 Geistesgegenwart</p> | <p><i>Glaube</i></p> <p>1 Leichtigkeit 2 Vertrauen 3 Hingabe 4 Zuversicht</p> | <p><i>Gleichheit</i></p> <p>1 Ausgeglichenheit 2 Toleranz 3 Gemeinsinn 4 Solidarität</p> | <p><i>Geschöpflichkeit</i></p> <p>1 Fingerspitzengefühl 2 Güte 3 Mässigung 4 Ehrfurcht</p> |
| <p><i>Besonnenheit</i></p> <p>1 Gelassenheit 2 Verschwiegenheit 3 Langsamkeit 4 Achtsamkeit</p> | <p><i>Hoffnung</i></p> <p>1 Heiterkeit 2 Geduld 3 Beharrlichkeit 4 Zuverlässigkeit</p> | <p><i>Geschwisterlichkeit</i></p> <p>1 Einfühlungsvermögen 2 Keuschheit 3 Gastfreundschaft 4 Freundlichkeit</p> | |
| <p><i>Gerechtigkeit</i></p> <p>1 Nüchternheit 2 Unbestechlichkeit 3 Großmut 4 Augenmaß</p> | | | |

der in der Talent-Verheissung-Logik der jesustheologischen Metapher vom „Reich Gottes“ lebt.

Obwohl es durchaus die schöne lutherische Formel gibt, wonach nicht fromme, gute Werke einen frommen, guten Mann machten, wohl aber ein frommer, guter Mann fromme, gute Werke, und obwohl der Einsatz bei den Tugenden statt bei den Imperativen erfolgt, habe ich von lutherischen Freunden Verhalten orthodoxe Verweise erhalten. Als Reformierter kann ich sie vielleicht auch deshalb gelassen hinnehmen, weil die reformierte Reformation keinen paulinischen Kanon im Kanon kennt, dafür die Folge „Evangelium und Gesetz“ statt „Gesetz und Evangelium“, mithin einen tertius usus legis, dem das Ganze der Bibel zur Wegweisung für das werden kann, was reformierte Tradition den „Gottesdienst im Alltag“ nennt. Theologisch verstehen wir unsere Tugendethik nicht anders.

Ihre biblische Basis ist die Weisheitsliteratur, ob als erkennbares Textcorpus oder in nachalttestamentlicher Rezeption. Mit der Weisheit aber sind phänomenologisch Internationalität und Interreligiosität gegeben. Der Begriff des „Weltethos“ beschreibt ja nicht die überraschende Entdeckung eines Einzelnen, sondern fasst nur mit einem leichten Hauch Pa-

thos zusammen, was bereits eine altorientalische Selbstverständlichkeit war. – Die Geschichte biblischer Weisheit zeigt dabei an, was auch in einigen Texten unseres Lesebuchs spürbar wird: Weisheit umfasst das Tatsphärendenken und dessen Krise, pragmatischen Optimismus und existentielle Skepsis. Der Psalter beginnt mit Psalm 1, zählt aber auch die Psalmen 22, 55, 77 oder 88, mit denen er jedoch nicht endet. Das Weisheitscorpus umfasst die harten Dualismen des Sprüchebuchs und die erstaunliche Dialektik der Hiobnovelle. Und ohne diese vorgegebenen Traditionen der Weisheit wären die Bergpredigt oder die Gleichnisse nur halb zu verstehen.

Das theologische Fundament aller Weisheit war und ist die Kosmologie: Der Schöpfer hat im Akt des Erschaffens alles nach Mass, Zeit und Gewicht geordnet. Weisheit spürt dieser Weltordnung nach. Für die Theologie unserer Tugendethik ergab sich daraus eine Formel, die uns wichtig ist: Nicht nur *mit* Leben bin ich begabt (bíos), sondern auch *zum* Leben (zoé); oder hebräisch: Das Geschöpf des Schöpfers ist nicht nur nāphāsh, sondern nāphāsh chāiāh. Zur Begabung mit Vitalität gehört unablässig die Begabung mit Finalität. Ich bin nicht nur, ich gehe auch. Und manchmal laufe ich mir sogar über den Weg.

Die Frage war gestellt: Zu welchem Behufe sollten Solisten oder Lerngruppen sich mit der Vielfalt der Tugenden befassen?

7. Ziele

- *Du bist die Aufgabe. Kein Schüler weit und breit.*

Kafkas Aphorismus ist lakonisch und assertorisch. Das ärgert. Mit ihm beginnt unser Alltag der Lebenskunst. Das fordert heraus. Ähnlich dem bekannten Satz, Kirche sei schon gut, aber für die anderen, hat auch die Ethik mit der Haltung zu kämpfen, sie sei schon gut, aber eben: für Beamte, Politiker und Verwaltungsräte, für Ärzte, Geistliche und Wissenschaftler, kurz: für die anderen. – Die erste Woche des Jahres, nämlich „Selbsterkenntnis“ im Monat „Weisheit“, hat Kafkas Aphorismus deshalb als Montagspruch, weil es unser Ziel ist, zu und über sich selbst statt zu und über andere zu reden. Weder ich als Leiter des Projekts noch sonst jemand von der Leitung einer Lerngruppe ist bereits ein Lebenskünstler und steht in der Rolle eines Wissenden, der wie ein didaktisch gut geöltes Fließband fortlaufend Aufgaben zu Schülern zu transportieren hätte. Es gibt keine Lehrer und Schüler, nur die Aufgabe, die ich mir für einmal selber bin.

Mich selber als Aufgabe zu erkennen, statt Lehrer für andere oder Schüler von anderen zu sein, meine eigene Lebenskunst als meine Lebensaufgabe zu erkennen, an der ich lebenslänglich bin, zwar ohne jemals Schaustück einer gelungenen Vernissage zu werden, doch mit einer stets bewussteren Performanz von Haltungen: Das ist das erste Ziel unseres Lesebuchs. War das „Bibelseminar“ eine Lesehilfe und das „Glaubenseminar“ eine Orientierungshilfe, so will das „Ethikseminar“ eine Haltungshilfe sein.

Damit es dies sein kann, braucht es Beteiligung. Die Texte des Buches allein genügen nicht. Sie wollen besprochen sein, zersaust, aufgedröselst und wieder verwoben werden. Sie sind Textur aus vielen Fäden, deren manche erst in gemeinsamer Anschauung Farbe gewinnen oder gar dazu kommen. Immer komme ich hinzu und bin mitten im Text, sobald er mich als meine eigene Aufgabe anspricht. Das Lesebuch will den modernen Zeitgenossen als den ansprechen, der er im global zugänglichen Ozean der Kulturfragmente und Zivilisationsmuster längst schon ist: als Jäger und Sammler. Seine Leidenschaft, nach Geschichten zu jagen und Pointen zu sammeln, hat auch uns desto mehr gepackt, je deutlicher uns Ansatz und Machart unseres Buches wurden. Es ist eine archaische Leidenschaft fürs Primäre, die sich beim Lesen auf Solisten und Lerngruppen übertragen möge. Weil es das Wesen einer guten Geschichte ist,

sogleich einer anderen zu rufen, sollen auch die eigenen Geschichten erinnerlich und sagbar werden, die eigenen schmerzlichen und heilsamen Erfahrungen dessen, was zum Leben taugt. Den individuellen Schatz der Lebenskunst öffnen, aus blossen Erlebnissen bewusste Erfahrungen und aus ihnen wiederum lächelnde Weisheit werden zu lassen: Das ist das zweite Ziel unseres Lesebuchs. Erwachsenenbildung weder als Hörsaal noch als Spielwiese, sondern als Tauschbörse von leidenschaftlichen Jägerinnen und Sammlern der Geschichten gelingenden Lebens.

Mag sein, dass dabei eine erstmals erzählt, was lange in ihr schlief, dass einer eigene Episoden plötzlich als würdig erfährt, zum ethischen Gleichnis zu werden, dass eine Gruppe wie noch nie die Bedeutsamkeit des scheinbar Trivialen entdeckt oder die Trivialität des scheinbar Bedeutsamen entlarvt. Denkbare, dass im Gespräch darüber wieder eingeübt werden kann, was fast verloren ist, nämlich das unpräzise und undelegierte, das persönliche und verletzliche Reden von dem, was mich und meine Haltungen unbedingt angeht. Vielleicht, dass der Zirkel, den wir anstelle des Kurses wollen, die Soirée und der Salon, die wir anstelle des curriculums empfehlen, zu einem „Raum lächelnder Nachdenklichkeit“ werden, zu einer Sprachschule der Jäger und Sammler, Entdecker und Abenteurer, die nicht nur mehr miteinander reden, sondern sich dabei sogar einiges zu sagen haben. Unsere Hoffnung ist, dass dabei eine gereifte Unbefangenheit des Redens, auch vom Glauben, möglich wird, wenn denn Tugendethik Gottesdienst im Alltag ist: Das ist das dritte Ziel unseres Lesebuchs. Spielerische Sprachfindung für Haltungen, die allem Leben dienlich sind und so auch zum eigenen taugen.

Bleibt nur noch die Berliner Frage: Wer antwortet, wenn das Stück aus ist, und alle stehn betroffen, der Vorhang zu, und alle Fragen offen?

Anmerkung

¹ Der Beitrag Matthias Kriegs beschreibt die Entstehung und Konzeption des Buches Lebenskunst - Stücke für jeden Tag / in Zusammenarbeit mit Frieder Furler ..., hg. von Matthias Krieg. Eschbach: Verlag am Eschbach, Zürich: Theologischer Verlag, 1999. Ein Projekt von "Bildung und Gesellschaft", hg. im Auftrag der Evangelisch-Reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.

Antje Rösener

Kirchenpädagogik: Wo kommt sie her, wo drängt sie hin?

Kirchenpädagogische Experimente und Versuche gibt es im Bereich der evangelischen Kirchen in Deutschland seit ca. 25 Jahren.

Ihre erste Phase, man könnte sie die Pionierphase nennen, begann in den 80'er Jahren. Eine Handvoll Frauen startete damit, in einigen prominenten Kirchen Deutschlands in den Kirchenräumen und mit den Kirchenräumen pädagogisch zu arbeiten.

Inge Hansen mit dem schon 1988 in Hamburg institutionalisierten Projekt: „Lernort Kirchenraum“ und Christiane Kürschner mit ihrer Arbeit an der Marktkirche Hannovers gehören zu denjenigen, die auf diesem Gebiet Pionierarbeit leisteten. Andere engagierten sich ehrenamtlich bzw. auf Honorarbasis. Die Frauen kamen und kommen aus ganz unterschiedlichen Berufen, haben in der Regel eine kunstgeschichtliche Ader, Interesse an Theologie und Spiritualität und pädagogische Qualifikationen. Männer, die kirchenpädagogisch arbeiten, gibt es nur einige sehr wenige.

Sie erprobten und entwickelten vor allem mit Kindern und Jugendlichen eine Vielzahl von pädagogischen Arbeitsweisen, die das ausmachen, was sich uns heute als Kirchenpädagogik darstellt.

Dabei lernten sie von verwandten pädagogischen Disziplinen, wie z.B. von der Museumspädagogik (z.B. G. Harrassowitz in Nürnberg), sowie von der Zusammenarbeit unterschiedlicher Fachrichtungen im schulischen Bereich (Kunst, Geschichte, Religion, Germanistik).

Kirchenpädagogische Angebote hatten sehr schnell Erfolg bei ihren Zielgruppen. Eben bei Kindern und Jugendlichen, die im Rahmen des Schulunterrichtes die Kirchenräume aufsuchten. Die Wartelisten zur Teilnahme waren und sind lang.

Das Angebot kam zu rechter Zeit, es traf auf die steigende Nachfrage der Schulen nach außerschulischen Lernorten.

Außerdem gelingt es den Kirchenpädagoginnen in einer Zeit, in der immer mehr Menschen die christliche Religion fremd geworden ist, diese neu zu vermitteln: Sie nehmen den (fremden) Blick der Besuchenden ernst, beziehen deren Empfindungen und Vorerfahrungen mit ein, um dann eine ganzheitliche Begegnung und aktive Auseinandersetzung mit dem Kirchenraum und seinen Glaubensaussagen zu ermöglichen.

Das Interesse der Kirchengemeinden, anderer kirchlicher Arbeitsbereiche, der PfarrerInnen und Kirchenleitungen an der kirchenpädagogischen Arbeit läßt - bis auf wenige Ausnahmen - noch viele Jahre nach den ersten Anfängen zu wünschen übrig.

Dies wundert kaum, hatte sich doch im 20. Jahrhundert unter anderem auch mit Aufkommen der Dialektischen Theologie ein selbstgefälliger Hochmut gegenüber den Äußerlichkeiten kirchlichen Lebens ausgebreitet.

Diese Haltung konnte sich zudem auf prominente Vertreter des Protestantismus berufen: Auf Calvin und Zwingli und ihre kritische Haltung zur Bilderfrage sowieso.

Aber auch bei Martin Luther ließen sich zahlreiche Argumente dafür finden, daß die Aufmerksamkeit allein auf das Hervortreten des Wortes zu richten sei und alles andere als nebensächlich zu betrachten ist.

Dass solch eine Haltung in Luthers historischem Kontext, einer in vieler Hinsicht überfrachteten spätmittelalterlichen Frömmigkeit, durchaus Sinn machte, heute jedoch in unseren Kontext neu übersetzt werden muß, wurde in Theologie und Kirche kaum gesehen.

Die Frage, ob sich unsere Situation in Westeuropa genau gegenteilig zu der von Luther verhält, ob das Wort auch deswegen verhallt und verpufft, weil der Raum und der Kontext, in dem es gesprochen wird, so wenig gewürdigt und gestaltet wird, wurde nicht gestellt.

Ein erneuertes Nachdenken über Riten und Räume, über (kunst-)geschichtliche Ausdrucksformen, liturgische Handlungen und spirituelle Fragen, wie sie in der kirchenpädagogischen Arbeit gang und gäbe war, wurde von weiten Teilen der Kirche nicht für nötig befunden.

Namhaftes Interesse an der Kirchenpädagogik zeigte eigentlich nur die VELKD, die 1986 auf ihrer Generalsynode das Thema: „Öffnung der Kirchen“ in den Blick nahm.

Im Zeichen schwindender Mitgliederzahlen und verstärkter missionarischer Bemühungen empfahl die Synode, Handlungsstrategien zur weiteren Öffnung der Kirchen zu entwickeln.

Das daraus im Gemeindegremium der VELKD in Celle entstandene Projekt „Kirchen erzählen vom Glauben“ hat die kirchenpädagogische Arbeit weiterent-